

AUFBAU UND ABSICHT DES DIALOGUS DE ORATORIBUS

Die Kunstform des philosophischen oder überhaupt erörternden Dialoges hat nur selten die in ihr liegenden Möglichkeiten voll entwickelt. Wenn man von den platonischen Dialogen absieht, die, aus einer ganz besonderen Situation hervorgegangen und einem ganz bestimmten Zwecke angepasst, als Norm einer Kunstform nicht dienen können, sind die beiden Elemente des erörternden Dialogs, sachliche Behandlung eines Problems und Charakterisierung der Personen, nur ganz selten zu einer untrennbaren Einheit zusammengewachsen. Es ist noch ein relativ günstiger Fall, wenn, wie in dem bekannten Dialog Schopenhauers über die Religion, auf Charakterisierung ganz verzichtet wird und der Dialog nur dazu dient, zwei entgegengesetzte Meinungen in ihrer relativen Berechtigung einander gegenüberzutreten zu lassen. In anderen Fällen, wie den Dialogen Giordano Brunos, dient die Charakterisierung der Unterredner vor allem dazu, in den Pausen und Zwischenspielen zwischen der eigentlichen Darlegung Abwechslung und ein buntes Spiel des Geistes zu geben. Selbst in den Dialogen Ciceros ist es im wesentlichen nicht viel anders. Wenn hier Charakter und Wesen der Unterredner, anders als bei Giordano Bruno, zu der Auffassung oder Lehre, die sie vertreten, in engerer Beziehung stehen, wenn hier wirklich verschiedene Weltanschauungen in entsprechenden menschlichen Verkörperungen einander gegenüberzutreten, so geschieht auch das nur, um dem Ganzen mehr Farbe, Lebendigkeit, allenfalls gelegentlich auch mehr Autorität zu geben, ohne dass der Gegenstand nach dialogischer Darstellung gebieterisch verlangt. Wenn also die Kunstform des Dialogs selbst in diesen berühmtesten Werken so wenig ihre Erfüllung gefunden hat, so ist es vielleicht nicht ohne allgemeineres Interesse, an einem Beispiel zu zeigen, was der Dialog als Kunstform sein kann und wie es Gegenstände gibt, die nur in dieser Form ihre vollständige Darstellung

finden können. Der Dialogus de oratoribus ist, wie ich glaube, ein solches dialogisches Kunstwerk, in welchem sachliche Erörterung des Gegenstandes und Charakterisierung der Personen eine ursprüngliche und untrennbare Einheit bilden. Das zu zeigen, soll die Aufgabe der folgenden Untersuchung sein. Zugleich wird sich daraus vielleicht auch ein Gewinn für die Interpretation des Dialoges und für die Erkenntnis der komplizierten Natur seines Verfassers ergeben.

Die Analyse kann ihren Ausgangspunkt von einer ganz speziellen Frage nehmen. Ausser der grossen Lücke von 6 Blättern des Archetypus zwischen dem 35. und 36. Kapitel des Dialoges pflegt man¹⁾ noch eine zweite Lücke innerhalb des 40. Kapitels anzunehmen, die ebenfalls durch Blattausfall entstanden sein soll. Der Grund dafür ist der, dass die Ausführungen vor und nach den Worten *non de otiosa re loquimur* solche Gegensätze der Auffassung aufzuweisen scheinen, dass man glaubt, sie könnten nicht von einem und demselben Redner gesprochen sein. Da in dem Text, wie er jetzt gelesen wird, von einem Personenwechsel nichts zu finden ist, meint man annehmen zu müssen, dass er durch eine Lücke ausgefallen ist. Der Redner des Schlusses ist, wie die Worte *finierat Maternus* zeigen, Curiatius Maternus. Da vor der ersten grossen Lücke Vipstanus Messalla gesprochen hat und eine Rede des Julius Secundus im Dialog mehrfach angekündigt wird, in den erhaltenen Teilen aber sonst nicht zu finden ist, müsste dieser der Sprecher des Teiles von dem Ende der grossen Lücke bis zu den Worten *non de otiosa* sein. Er ist auch aus allen Gründen der einzige, der dafür übrig bleibt, wenn das Stück nicht von Maternus gesprochen sein kann. Dies die Voraussetzungen. Bevor ich auf die inneren Gründe der Annahme einer zweiten Lücke näher eingehe, müssen kurz die äusseren, gewissermassen technischen Voraussetzungen betrachtet werden.

Eine Bestätigung für die Annahme einer zweiten Lücke findet A. Gudeman auf S. 137 seiner Ausgabe darin, dass das auf Umwegen erhaltene, neuerdings wieder aufgefundenene

¹⁾ Gegen die Annahme einer Lücke haben sich in neuerer Zeit vor allem W. Peterson [Americ. Journ. of Philol. 34 (1913), 4 u. 35 (1914), 77] sowie H. Drexler in Bursians Jahresbericht 224 (1929) p. 280 ff. geäußert, letzterer auch eine gute Begründung gegeben, die aber nur von dem letzten Stück selbst, nicht von der Gesamtkomposition ausgeht.

Inventarium des Archetypon Hersfeldense den Umfang des Dialoges nach dem Blattausfall auf 18 Folia angibt, Decembrio dagegen, der den Codex etwas später selbst eingesehen hatte, auf nur $14 + 2\frac{1}{2}$, also $16\frac{1}{2}$, oder, wenn man abrunden will, 17 Folia. Das beweist, wenn man weder in dem, allerdings durch Vermittlung sehr vieler Hände auf uns gelangten, Inventarium noch bei Decembrio einen Irrtum annehmen will, dass zweimal ein Blattausfall stattgefunden hat, das zweite Mal von einem einzigen Blatt. Da die Angabe, es seien 6 Blätter ausgefallen, ebenfalls von Decembrio stammt, und da man nicht weiss, ob er das an der Numerierung der Folia selbst festgestellt oder aus einer Angabe des Inventariums übernommen hat, so lässt sich auch nicht mit Sicherheit sagen, ob zu der Zeit, als Decembrio den Codex sah, in Wirklichkeit im Ganzen 7 Blätter fehlten — die 6, deren Fehlen er aus der Angabe des Inventariums entnahm, und ein weiteres erst seither ausgefallenes — oder nur 6. Erst recht bleibt unbekannt, an welcher Stelle der zweite Blattausfall entstanden ist. A priori würde man für das Wahrscheinlichste halten: an derselben Stelle, wo schon einmal Blätter ausgefallen waren. Doch mag man, wenn sich sonst zwingende Gründe dafür ergeben, dass in Kapitel 40 eine grosse Lücke ist, das Ganze für eine Bestätigung dessen halten, dass es gerade ein Blatt ist, das dort fehlt.

Eine zweite Stütze für seine Annahme findet Gudeman (S. 79) in der Berechnung, dass das Stück zwischen dem Ende der grossen Lücke und der von ihm angenommenen zweiten gerade den Raum von 4 Seiten oder 2 Blättern eingenommen habe. Das ist deshalb wichtig, weil eine Lücke durch Blattausfall an dieser Stelle von vornherein ausgeschlossen ist, wenn dort nicht gerade ein Blatt zu Ende war. Da aber am Ende der grossen Lücke ein Blatt begonnen haben muss, so lässt sich das — allerdings nur in einer recht groben Annäherung — berechnen. Soweit diese Berechnung aus den uns bekannten Grössen überhaupt angestellt werden kann, ergibt sie, richtig vorgenommen¹⁾, für das Stück bis zu der

¹⁾ Gudeman selbst ist bei seiner Berechnung ein Irrtum unterlaufen, der, soviel ich sehen kann, der Aufmerksamkeit seiner Kritiker bisher entgangen ist. Berechnet soll werden, wieviel Seiten des Archetypos das Stück zwischen der ersten und der angenommenen zweiten Lücke eingenommen habe. Als bekannte Grössen sind zunächst gegeben

angenommenen Lücke im Maximum 3,7161 Seiten oder 1,858 Blatt. Das bedeutet, dass man es, unter Annahme starker Unregelmässigkeit in der Schriftweite des Archetypus, gerade noch für möglich halten kann, dass das Zwischenstück 2 ganze Folia eingenommen habe. Es ist also, von dieser Seite her gesehen, gerade noch möglich, dass an der angenommenen

die Zeilenzahl der Archetypusseite mit 30 (bzw. 60, da die Seite zwei Kolumnen enthält), die durch die Erhaltung von ein paar Seiten des Archetypus bekannt ist, und die Zeilenzahl in unseren modernen Ausgaben. Da die Zeilenlänge des Archetypus natürlich nicht mit der Zeilenlänge einer beliebigen modernen Ausgabe gleichgesetzt werden kann, müssen die Zeilen der modernen Ausgabe, von der man ausgehen will, auf Archetypuszeilen umgerechnet werden, und dann erst berechnet, wieviel Archetypusseiten diese füllen. Das tut Gudeman auf folgende Weise: er geht von der Teubnerausgabe aus und schreibt (S. 79): 'Es beträgt nun die Durchschnittslänge einer Kolumnenzeile [sc. des Archetypus] — im ganzen sind es 960 — 4,739 cm oder einer ganzen Zeile 9,479 cm. Eine Seite enthält demnach im Durchschnitt 284,37 cm Text (9,479 · 30) [sc. da die Seite 30 Zeilen enthält]. Eine Vollzeile einer Teubnerseite ist 8,5 cm lang. Das Verhältnis dieser Zeile zu einer Handschriftzeile ist also wie 1 : 1,125 [nämlich 9,479 : 8,5 = 1,115]. Die ganze Partie des Dialogus nach der grossen Lücke (35,2 *rem* bis zu 40,6 *admovebant*) beträgt bei Halm 126,4 Zeilen = 1074,4 cm, was für denselben Teil im Cod. Hersfeldensis 1198,056 cm (1074,4 · 1,115) ergibt, oder 1198,056 cm : 284,32 cm = 4,213 Seiten des Archetypus. Usw.' Der Fehler der Berechnung wird hier durch die ganz überflüssige Umständlichkeit des Verfahrens verdeckt. Wenn man, statt alles gleich auszumultiplizieren und auszudividieren, das Ganze zweckmässigerweise zuerst auf einen Bruchstrich schreibt, so erhält man:

$$\left(126,4 \cdot 8,5 \cdot \frac{9,479}{8,5}\right) : (9,479 \cdot 30) = \frac{126,4 \cdot 8,5 \cdot 9,479}{8,5 \cdot 9,479 \cdot 30} = \frac{126,4}{30} = 4,213.$$

Das zeigt ohne weiteres, dass die mit vieler Mühe in die Rechnung eingesetzten Zahlen für die Zeilenlängen sich in der Rechnung gegenseitig aufheben, bzw. auf dem Bruch weggekürzt werden, so dass sie auf das Ergebnis gar keinen Einfluss haben. In der Tat bekommt man genau dasselbe Resultat wie Gudeman, wenn man einfach die Teubnerzeilen durch 30 dividiert: 126,4 : 30 = 4,213. Das ist also die Zahl der Teubnerseiten zu 30 Zeilen, aber nicht die Zahl der Seiten des Archetypus, die Gudeman berechnen will. Wenn man von seinen Prinzipien aus richtig rechnet, kommt man schon zu einem für ihn etwas ungünstigeren Resultat. Man braucht nämlich nur die Zahl der Teubnerzeilen durch das Längenverhältnis von Archetypuszeilen zu Teubnerzeilen zu dividieren, um die Zahl der Archetypuszeilen zu bekommen. Also: 126,4 : 1,115 = 113,363. Wenn man diese dann durch 30 dividiert, bekommt man die Zahl der Archetypusseiten = 3,7787, oder 1,889 Blätter. Aber schon die Prinzipien, von denen Gudeman ausgeht, sind gar nicht zu gebrauchen. Denn nicht auf die Länge, sondern auf den Inhalt der

Stelle eine Lücke durch Blattausfall entstanden ist, aber auch nicht mehr. Wenn das Ergebnis der Rechnung auch nur ein wenig ungünstiger ausfiele, müsste es für geradezu ausgeschlossen gelten, womit freilich eine Lücke geringeren Umfangs aus anderen Ursachen noch nicht als unmöglich erwiesen wäre¹⁾.

Noch auf etwas anderes kann ich in diesem Zusammenhang aufmerksam machen. Bei der ersten Lücke bricht das

Zeilen an Buchstaben kommt es an, und es sollte auch der einfachsten Überlegung einleuchten, dass in einer kürzeren Zeile mehr stehen kann als in einer längeren, wenn sie enger geschrieben ist. Nicht das Verhältnis der Zeilenlängen, sondern der Zeileninhalte zueinander ist also zu bestimmen. Das einzige Mittel, das wir dafür haben, ist der Vergleich des Stückes bis zur ersten Lücke in der Teubnerausgabe und im Archetypus. Der Archetypus umfasst bis dahin 14 Blatt. Wenn man annimmt, dass schon das erste Blatt die volle Zeilenzahl und ausschliesslich vom Dialogus enthielt (eine unwahrscheinliche Annahme, aber die für Gudeman günstigste, die man machen kann), so umfasste der Archetypus bis zur grossen Lücke $14 \cdot 60 = 840$ Zeilen. In der Teubnerausgabe umfasste dasselbe Stück (die Zeilenenden kleiner als eine halbe Zeile weggelassen) 964 Zeilen. Das Verhältnis des Zeileninhaltes der Teubnerzeile zu dem der Archetypuszeile ist also $840 : 964 = 0,871$. Multipliziert man damit die Zahl der Teubnerzeilen zwischen der grossen und der angenommenen Lücke (ich setze dafür die für Gudeman günstigere Zahl 128 ein, indem ich wie vorher die Zeilenenden grösser als eine halbe Zeile als ganze Zeilen rechne), so erhält man die Zahl der Archetypuszeilen zwischen den Lücken. Also: $128 \cdot 0,871 = 111,488$. Das durch 30 dividiert, ergibt die Zahl der Archetypuszeilen. Also: $111,488 : 30 = 3,7161$ Seiten oder 1,8581 Blatt, ein Ergebnis, das für Gudemans Annahme noch ungünstiger ist. Freilich liegt auch diese Zahl noch näher bei 2 als bei $1\frac{1}{2}$, aber sie entfernt sich doch nicht mehr weit von der Wahrscheinlichkeitsgrenze zwischen beiden = 1,75 und spricht jedenfalls eher dagegen als dafür, dass an der angenommenen Stelle gerade ein Blatt zu Ende war. Und selbst wenn das der Fall wäre, so würde damit nur bewiesen, dass dort ein Blatt ausgefallen sein kann, nicht dass es ausgefallen sein muss. Eine Stütze für die Annahme einer Lücke ist also aus der Berechnung in keiner Weise zu entnehmen.

¹⁾ Auf eine eingehende Auseinandersetzung mit den einzelnen Autoren, die bisher Gründe für und gegen die Annahme einer Lücke geltend gemacht haben, verzichte ich, da der Weg, auf welchem im folgenden eine Lösung versucht wird, von allen bisher eingeschlagenen verschieden ist und eine Diskussion im einzelnen daher nur den Umfang dieses Aufsatzes ohne Nutzen vermehren würde. Ich fasse also auch die Gründe für die Annahme einer Lücke zusammen, ohne auf die Nuancen einzugehen.

Stück vor der Lücke mitten im Satz ab, wie das Stück danach mitten im Satz beginnt. Das beweist, dass die Seiten und Blätter des Archetypus, wie auch a priori anzunehmen, nicht mit Satzende zu schliessen pflegten. Da in Kap. 40 kein Satz unvollständig ist, müsste man annehmen, dass hier zufällig 2 Blätter hintereinander mit Satzende schlossen. Das ist zwar nicht ausgeschlossen, erhöht aber die Wahrscheinlichkeit der Annahme nicht. Soweit die äusseren Voraussetzungen.

Die inneren Gründe für die Annahme einer grossen Lücke in Kap. 40 sind folgende: 1. der Unterschied in der Wertung der Dinge, der vor und nach dem Einschnitt sich zu finden scheint; 2. die Wiederholungen, die sich in dem ganzen Abschnitt finden; 3. dass der Inhalt des Kap. 39 nicht wie das Vorhergehende im folgenden noch einmal eine Entsprechung findet. Der zweite und dritte Grund sind leicht zu widerlegen. Bei dem dritten könnte für eine Lücke nur die Annahme sprechen, dass dem Kap. 39 ein durch die Lücke ausgefallener Abschnitt entsprochen hätte. Das ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil das Kap. 39 im ersten Stück am Ende steht, und also, da die Ordnung sonst eingehalten wird, auch der entsprechende Abschnitt im zweiten am Ende gestanden haben müsste. Er kann also gar nicht durch die Lücke ausgefallen sein, selbst wenn man eine solche annimmt. Ebensovienig wird der zweite Anstoss durch die Annahme einer Lücke beseitigt. Denn wenn es, wie Gudeman schreibt, 'sinnlose' Wiederholungen sind, die hier vorliegen, so fällt das dem Schriftsteller zur Last, gleichgültig ob er sie auf zwei Unterredner verteilt oder sie einem einzigen in den Mund gelegt hat. Es kann also nur untersucht werden, ob sie nicht doch einen Sinn haben. Ist das nicht der Fall, so ist auch für den Aufbau nichts daraus zu entnehmen. Andernfalls ergibt sich aus diesem Sinn vielleicht ein Anhaltspunkt dafür, ob sie einem oder mehreren Unterrednern angehörten.

Der erste Grund dagegen ist eingehend zu untersuchen. Es bringt natürlich wenig Nutzen, allgemeine Erörterungen darüber anzustellen, ob die Unterschiede der Wertung in den verschiedenen Abschnitten, die dort gar nicht gelehnet werden können, mehr oder minder gross sind und ob sie in der Seele eines Menschen zusammen wohnen können. Das schwankt alles je nach der subjektiven Einstellung des Beurteilers und

kann keinen objektiven Massstab abgeben. Man muss vielmehr festzustellen versuchen, welcher Art sie sind und welche Rolle sie in der Gesamtökonomie des Dialoges spielen. Nur von hier aus ist eine objektive Entscheidung möglich. Eines jedenfalls fällt sofort auf: Während sonst überall im Dialogus in jeder Rede eindeutig eine Sache vertreten wird, finden sich hier in beiden Teilen, demjenigen vor und dem nach der angenommenen Lücke, immer auch Hinweise auf die Kehrseite der Sache. Zwar ist in dem Stück bis zu dem Einschnitt ganz deutlich der Tenor des Ganzen: Lob der Vergangenheit, d. h. ihrer Beredsamkeit, die hoch über diejenige der Gegenwart gestellt wird, in dem folgenden Stück dagegen: Lob der Gegenwart, d. h. ihrer politischen Zustände, die der Verwirrung und Zügellosigkeit der republikanischen Zeit gegenübergestellt werden. Aber in beiden Teilen wird zugleich auch die Kehrseite der Dinge betont. Im ersten Teil ist davon die Rede, dass die staatlichen Zustände der Gegenwart besser und glücklicher sind als die der Vergangenheit, obwohl die Beredsamkeit eben deshalb nicht in so hoher Blüte stehen kann¹⁾. Im zweiten Teil wird mitten im Lob der gegenwärtigen politischen Zustände immer wieder darauf hingewiesen, dass die Beredsamkeit der Gegenwart der früheren unterlegen ist²⁾. Von dieser Erscheinung, dass in beiden Teilen die Dinge und ihre Wertung jeweils dieselben sind, und nur

¹⁾ Cap. 36: nam etsi horum quoque temporum oratores ea consecuti sunt, quae *composita et quieta* et beata re publica tribui fas erat, tamen illa *perturbatione ac licentia* plura sibi assequi videbantur, cum mixtis omnibus et moderatore uno carentibus tantum quisque orator saperet, quantum *erranti populo* persuadere poterat. Und: quae singula etsi *distrahebant* rem publicam exercebant tamen illorum temporum eloquentiam etc. Cap. 37: quae *mala sicut non accidere melius* est isque optimus civitatis status habendus est, in quo nihil tale patimur, ita cum acciderent, ingentem eloquentiae materiam subministrabant. Und als direkter Tadel der Vergangenheit cap. 40: iam vero contiones assiduae et *datum ius potentissimum quemque vexandi atque ipsa inimicitarum gloria*, cum se plurimi disertorum ne a P. quidem Scipione aut L. Sulla aut Cn. Pompeio abstinere etc.

²⁾ Cap. 40: sed est *magna illa et notabilis eloquentia* alumna licentiae etc. Und: nostra quoque civitas, donec erravit, tulit sine dubio *valentio rem eloquentiam* etc. Cap. 41: nec vobis summa illa *laus et gloria in eloquentia* . . . defuisset. Dass aus diesem Abschnitt weniger Beispiele anzuführen sind, liegt natürlich daran, dass er kürzer ist.

im einen Teil das, was an der Vergangenheit, im zweiten das, was an der Gegenwart besser ist, den Ton des Ganzen bestimmt, sind auch offenbar die Wiederholungen abhängig, die man tadelt.

Aus diesen Beobachtungen ist natürlich so ohne weiteres noch kein Kriterium dafür zu entnehmen, ob die beiden Teile von demselben Redner oder von verschiedenen gesprochen sind. Denn in den übrigen Teilen des Dialoges kommt derartige weder innerhalb einer einzelnen Rede noch in zwei einander ergänzenden Reden vor. Aber es ist jetzt eine der Voraussetzungen gewonnen für die Untersuchung, welche Rolle die eigentümlichen Wiederholungen im Gesamtaufbau des Dialoges spielen.

Man muss nun zunächst einen anderen Ausgangspunkt nehmen. Im Dialogus treten vier Redner auf, Curiatius Maternus, M. Aper, Vipstanus Messalla und Julius Secundus, von denen die ersten beiden im Dialog je zwei Reden halten, der dritte, Messalla, nur eine, während Julius Secundus in den erhaltenen Teilen des Dialoges als Redner nicht vorzukommen scheint. Die Annahme liegt nahe, dass seine Rede in der ersten Lücke ausgefallen ist. Fraglich ist dagegen, ob ein Stück von ihr vielleicht doch noch erhalten ist. Es könnte dies nur der Abschnitt zwischen der grossen und der angenommenen zweiten Lücke sein. Davon ist also auszugehen. Der Redner des letzten Teiles nach der angenommenen Lücke ist durch die Schlussworte bekannt: Es ist Curiatius Maternus, der schon zu Beginn des Dialoges als Redner aufgetreten ist. Er preist in diesem letzten Teil die politischen Zustände der Gegenwart, weil sie der Welt Frieden nach aussen und innen beschert haben und stellt sie hoch über diejenigen der republikanischen Zeit. Dagegen erkennt er unbedingt an, dass die Beredsamkeit der alten Zeit der gegenwärtigen überlegen gewesen ist. Man kann zunächst ganz absehen von der Beziehung dieser Dinge zu dem, was vor der angenommenen Lücke vorgetragen wird, und statt dessen fragen, wie es sich zur Stellungnahme des Maternus in seiner ersten Rede zu Anfang des Dialoges und zu der Charakteristik, die dort von ihm gegeben wird, verhält. Auf den ersten Blick verträgt es sich damit sehr gut. Denn hier wie dort erscheint Maternus als Freund der Ruhe und des Friedens. Wie er in der Schlussrede die Gegenwart mit ihren

friedlichen Zuständen der unruhigen Vergangenheit vorzieht, obwohl er den Verfall der Beredsamkeit weder leugnen kann noch will und den Zusammenhang dieser Erscheinung mit den gegenwärtigen politischen Zuständen sieht, so preist er dort die Dichtkunst gerade deshalb, weil sie in Frieden und Zurückgezogenheit ausgeübt werden kann, während die Beredsamkeit nur gedeiht, wo Hass, Streit und Unordnung herrscht¹⁾. Es ist ganz dieselbe Auffassung von Wesen und Gründen der Beredsamkeit hier wie dort, und es scheint nur eine Erweiterung und Anwendung auf die realen gegebenen Zustände zu sein, wenn Maternus in der Schlussrede die Gegenwart als Ganzes über die Vergangenheit stellt.

Aber so einfach gehen die Dinge doch nicht auf. Zunächst zeigt sich schon innerhalb des ersten Auftretens des Maternus ein gewisser Widerspruch seines Verhaltens mit sich selbst. Zwar aus der praktischen Rednertätigkeit und aus dem politischen Getriebe des Tages hat er sich zurückgezogen um jener Ruhe und jener Sicherheit des Friedens willen, die ihm als Dichter über alles gehen, zugleich aber begibt er sich durch die offenbar kaum mehr indirekte Kritik, die er in seinen Tragödien an den gegenwärtigen Zuständen übt, in grössere persönliche Gefahr als selbst Aper mit seinen Reden, obwohl dieser doch mitten im aktiven politischen Leben steht²⁾. So gibt er jene Ruhe und Sicherheit, die ihm nach seinen eigenen Worten das Höchste sind, freiwillig wieder auf. Dass dieser Widerspruch im Charakter und Verhalten des Maternus aber kein zufälliger, sondern vom Verfasser des Dialoges gewollt und beabsichtigt ist, geht daraus hervor, dass er ihn von den übrigen Personen des Dialoges entsprechend charakterisiert werden lässt. Am deutlichsten geschieht dies durch Aper, der es bedauert (Kap. 10, vgl. unten Anm. 2), dass Maternus sich um ganz imaginärer Dinge willen in persönliche Gefahr be-

¹⁾ Cap. 12: *nemora vero et luci et secretum ipsum, quod Aper increpabat, tantam mihi afferunt voluptatem, ut inter praecipuos carminum fructus numerem, quod non in strepitu . . . componuntur, sed secedit animus in loca pura atque innocentia fruiturque sedibus sacris.*

²⁾ Cap. 10: *Aper: effervescit enim vis pulcherrimae naturae tuae nec pro amico aliquo, sed, quod periculosius est, pro Catone offendis, nec excusatur offensa necessitudine officii aut fide advocacionis aut fortuitae et subitae dictionis impetu: meditatus videris elegisse personam notabilem et cum auctoritate dicturam.*

gibt, ohne damit sich oder seinen Freunden zu nützen, wie es ihm durch eine praktische Rednertätigkeit möglich wäre

Aber nicht nur das praktische Verhalten, sondern auch die Wertung der Dinge durch C. Maternus zeigt denselben Zwiespalt. In seiner letzten Rede preist er die Monarchie, weil sie Frieden und Ruhe gebracht hat, und stellt sie deshalb hoch über die Republik; in seinen Dramen dagegen greift er eben diese Monarchie in der Darstellung von Helden des Republikanertumes so offenkundig an, dass seine Freunde für ihn fürchten müssen. Und dabei handelt es sich in diesen Dramen nicht um einen Angriff auf einzelne Herrscher, die aus der Monarchie ein Zerrbild ihres wahren Wesens gemacht haben, oder gegen einzelne Missbräuche. Ganz bewusst wird nicht nur der Dialog, sondern auch Abfassung und öffentliche Vorlesung der Catotragödie des Maternus mitten in die Regierungszeit des Vespasian verlegt. Auf der anderen Seite ist nicht ein Thema gewählt, das eine Kritik an einzelnen Einrichtungen der gegenwärtigen Monarchie erlaubt hätte, sondern es wird gerade der starrste Republikaner aus Prinzip, den es in der Vergangenheit gab, zum Helden der Tragödie gemacht. Vielleicht fast noch deutlicher tritt dasselbe an der Tragödie Domitius hervor, in der offenbar jener Domitius Ahenobarbus, der in den Kämpfen gegen Cäsar eine sehr wenig rühmliche Rolle gespielt hatte — er wollte bekanntlich seine Truppen bei Nacht und Nebel im Stich lassen, wurde aber bemerkt und von den erbitterten Soldaten an Cäsar ausgeliefert —, rein um seiner Gegnerschaft gegen Cäsar willen zum Helden geworden ist. Es ist kein Zweifel, dass Maternus, so wie der Verfasser des Dialoges ihn schildern will, fast wider eigene Erkenntnis und eigenen Willen die alte Republik in einer Verklärung sieht, die selbst noch auf den unwürdigsten ihrer Vorkämpfer ihren Abglanz fallen lässt. Die psychologischen Gründe dieses inneren Zwiespalt sind deutlich genug. Der feinnervige Dichter, dessen persönliche Reinheit und absolute Integrität des Charakters im Dialog immer wieder hervorgehoben wird, ist nicht geeignet, sich in den Strudel des praktischen Lebens zu stürzen, in dem man schwerlich ganz reine Hände behalten kann. Er liebt die Ruhe und Zurückgezogenheit. Er muss deshalb auch den Frieden lieben, den erst die Monarchie gebracht hat. Aber für seine Dichtungen bietet ihm dieses gegenwärtige Leben eben wegen seiner Ruhe und

Friedlichkeit, die zugleich Ereignislosigkeit ist, keinen Stoff, und darüber hinaus kann er nicht verkennen, dass die Kunst, welche recht eigentlich nur das praktische Leben hervorbringen kann, die Rednerkunst, von ihrer früheren Höhe herabgesunken ist. Darin liegt kein logischer Widerspruch. Denn es ist sehr wohl möglich, sich ästhetisch für Dinge zu begeistern, für die man doch den Preis nicht zahlen möchte, um den allein ihre Entstehung zu erkaufen ist. Aber wenn die Begeisterung echt ist, so wird im Herzen des Begeisterten doch immer etwas übrig bleiben, was ihre Existenz um jeden Preis bejaht. Dieser Zwiespalt des Gefühls, nicht des Verstandes, wird nur um so deutlicher durch jenen Traum von einer glücklicheren, weniger belasteten Art der Beredsamkeit, einer dichterischen Prophetie, welche die Herzen der Menschen auf eine reine Weise gewinnt, mit dem ihn Maternus in seiner letzten Rede zu überdecken sucht. Denn er ist sich selbst deutlich genug dessen bewusst, dass dies alles für die Gegenwart ein Traum bleiben wird und muss.

Zugleich wird jedoch noch etwas Weiteres deutlich. Es ist nicht nur der Zwiespalt, dass man ästhetisch Dinge bejaht, deren Entstehungsbedingungen man doch ethisch und menschlich verneinen muss, der in Maternus sichtbar wird, sondern auch eine eigentümliche Unsicherheit in der moralischen Beurteilung der Gegenwart. Gewiss ist es ganz ehrlich, wenn er ihren unmittelbaren Wirkungen auf das Leben der Menschen vor der unruhigen und aufgeregten Vergangenheit den Vorzug gibt; aber an seinem Traum von der Rolle der Dichter in einer imaginären Vorzeit wird offenbar, wieweit die Rolle der Dichtung in der Gegenwart davon entfernt ist, eine Verwirklichung dieses Traumes zu sein. Das muss auch seinen Schatten auf die ethische Bewertung der Gegenwart werfen. Und auch das praktische Verhalten des Maternus stimmt dazu. Denn es ist offenbar nicht nur der ästhetische Vorzug des bewegteren, ereignisreicheren Lebens der republikanischen Zeit, das ihn zur Wahl seiner Stoffe veranlasst hat. Es wäre nicht schwer gewesen, Cäsar oder den Sieger von Actium zum Helden einer Tragödie zu machen. Dass er gerade die Helden der Republik gewählt hat, deutet auf eine prinzipiellere, nicht nur ästhetische Ablehnung der Gegenwart, und zwar gerade der Monarchie, die er im letzten Teil seiner Rede als Friedensbringerin verherrlicht. Auch das ist offenbar vom Autor

gewollt. Denn er bestätigt es dadurch, dass er die Freunde des Maternus um seiner Dramen willen für ihn fürchten lässt; und es spricht offenbar nicht für die Güte der gegenwärtigen Zustände, wenn der Mann, dessen Integrität in jeder Weise hervorgehoben wird, sich fast wider Willen zu Angriffen auf die Gegenwart fortgerissen sieht, die ihn in persönliche Gefahr für Leib und Leben bringen.

Richtet man von diesen Widersprüchen im Charakter des Maternus, die sich allein aus einer Analyse der sicher von ihm gesprochenen Reden ergeben, seinen Blick auf die beiden Teile des Abschnittes nach der grossen Lücke, so sieht man ohne weiteres, dass die Widersprüche zwischen den beiden Teilen, die dort zu konstatieren sind, noch gar nicht die ganze Breite der Möglichkeiten einnehmen, die ohnedies vom Autor ganz bewusst in dem Verhalten des Maternus angelegt sind. Dass in dem einen Teil die alte Redekunst gepriesen und nur nebenbei darauf hingewiesen wird, dass sie nur in einer stürmischen Zeit gedeihen konnte, während in dem andern die politischen Zustände der Gegenwart gelobt werden, wenn es auch eine grosse Beredsamkeit dabei nicht geben kann, das reicht an Tiefe nicht von weitem an den Zwiespalt heran, der sich auch ohne das als eine ganz wesentliche Charaktereigenschaft des Maternus herausgestellt hat. Danach ist kein Zweifel mehr möglich, dass beides von Maternus gesprochen sein kann. Dass es von ihm gesprochen sein muss, lässt sich darum noch nicht behaupten. Es könnte immer noch sein, dass der Gesamtaufbau des Dialoges eine Zuweisung der beiden Teile an verschiedene Redner verlangte. Dieser muss also jetzt untersucht werden, um zu einem sichern Resultat zu gelangen.

Man kann dabei von den Ergebnissen der bisherigen Untersuchung ausgehen. Der Verfasser hat bewusst Widersprüche in die Haltung des einen der vier Unterredner gelegt, und er hat zugleich diesen selben Unterredner durch seine Handlungen ausserhalb des Dialoges wie durch Bemerkungen der übrigen Gesprächsteilnehmer über ihn so charakterisiert, dass die widerspruchsvollen Äusserungen in seinen Reden im Zusammenhang seiner ganzen Persönlichkeit ihre Begründung finden. Es ist zu fragen, wie er bei den übrigen Personen seines Dialoges verfahren ist. Gegenüber Maternus scheint der zweite Redner des Dialoges, M. Aper, eine ganz

einheitliche und ungebrochene Natur zu sein. Für ihn besteht kein Zwiespalt im Handeln noch ein Widerspruch zwischen Theorie und Praxis. Seinem ganzen Temperament nach will er im praktischen Leben stehen, sich persönlich durchsetzen und zur Geltung bringen. Sein Mittel dazu ist, wie es für den Politiker kein anderes, jedenfalls kein wichtigeres gibt, die Beredsamkeit. Ganz dementsprechend scheint er auch unbelastet von ästhetischen Bedenken und Überlegungen. Die gegenwärtige Beredsamkeit ist ihm deshalb die beste, oder verdient zum mindesten den Vorzug, weil sie die gegenwärtige und daher jetzt und hier und praktisch allein zu gebrauchen ist. Aus dieser eindeutigen, sicheren, aktiven Haltung heraus betrachtet er Maternus, dessen sonstige Qualitäten er doch anerkennen muss, um seines schwankenden und widerspruchsvollen Verhaltens willen mit einem bedauernden Kopfschütteln und hält ihm sein eigenes Verhalten als Vorbild vor.

Soweit scheint man von dem Zwiespalt, den der Autor des Dialoges in Maternus legte, bei Aper nichts zu spüren. Aber ganz so einheitlich, wie er zunächst erscheint, ist er doch nicht. Zwar dass es ziemlich sophistische Argumente sind, mit denen er die Redekunst der Gegenwart gegen diejenige der Vergangenheit verteidigt und dass ihm dies von seinen Mitunterrednern mehrfach vorgehalten wird, beeinträchtigt die Einheitlichkeit seines Charakterbildes noch nicht. Es passt sogar sehr gut zu dem, was sonst als für ihn charakteristisch erscheint. Aber die Art dieser Sophismen führt doch auf einen gewissen Widerspruch nicht des praktischen Verhaltens, wohl aber der Wertung der Dinge, auch bei Aper, der vom Verfasser der Schrift nicht weniger gewollt ist als der Zwiespalt im Charakter des Maternus.

Die Verteidigung der modernen Rhetorik durch Aper ist eine doppelte. Einmal sucht er durch eine willkürliche Auslegung des Begriffes 'modern' den Gegenstand des Streites zu verschieben. Modern soll nicht die Gegenwart allein genannt werden, sondern die ganze neuere Zeit, die auch noch Cicero, Calvus und Brutus, die Redner der Blütezeit, umfasst. So wird es ihm leicht, den Vorzug der Moderne vor dem Alten zu erweisen. Aber diese sophistische Digression hat innerhalb des Dialoges keinen anderen Zweck als die Schwierigkeit der Aufgabe Apers ganz deutlich werden zu lassen und diesen selbst zu charakterisieren. Die zweite Art der Ver-

theidigung ist eine sehr viel ernstere. Hier plädiert Aper für das Recht einer jeden Zeit auf ihren eigenen gerade ihr angemessenen Stil. Er will es nicht gelten lassen, dass es eine absolute Norm des Schönen gebe. Mit den Umständen ändert sich auch der Stil und der Massstab, an dem die Schönheit einer Sache zu messen ist. Weil die Verhältnisse sich geändert haben, der Richter nicht mehr Zeit und Geduld hat, eine lange fein ausgefeilte Rede anzuhören, das Auditorium schon so mit Reden übersättigt ist, dass nur noch das ganz Neue, Unerhörte, Überspitzte ihm Eindruck macht, muss der Redner seine Rede kürzen und das, was er in dieser Kürze bringt, mit Sentenzen und allem Schmuck der Rede überladen, wenn er noch irgendeinen Eindruck hervorbringen will. Und weil die Zeitverhältnisse eine solche Redekunst fordern, ist diese Form jetzt angemessen und gut, die Langstieligkeit der alten Zeit nicht mehr zu ertragen (cap. 19/20).

An diese Forderung schliesst sich die Kritik der alten Redner an, die sich freilich wohl hütet, an jenen gerade das zu tadeln, was nur von den veränderten modernen Verhältnissen aus zu tadeln ist, an der Gegenwart gerade das zu loben, was nur durch diese Verhältnisse allenfalls gerechtfertigt werden kann. So verschiebt sich ganz allmählich die Grundlage der Gegenüberstellung und Kritik. Erschien es anfangs so als ob die gegenwärtige Redekunst in ihrer ganzen Eigenart durch die besonderen Bedingungen der Zeit gerechtfertigt sei, wie auch die alte zu ihrer Zeit berechtigt war, es jetzt aber nicht mehr ist, so werden nun immer mehr solche Einzelmängel an speziellen Leistungen älterer Redner herausgegriffen, die immer und zu jeder Zeit Fehler bleiben, diesen aber das Idealbild einer Beredsamkeit gegenübergestellt, die alle jene Mängel vermeidet, mit dem wirklichen Aussehen der gegenwärtigen Beredsamkeit aber nur mehr sehr wenig Ähnlichkeit hat. Der Zwiespalt ist also auch hier ganz deutlich. In Wirklichkeit ist das ästhetische Urteil des Aper ganz intakt. Er hat auch einen ganz absoluten Massstab, nach dem die alte Beredsamkeit der wirklichen Redekunst der Gegenwart zweifellos überlegen sein muss. Aber weil die praktischen Verhältnisse eine solche Redekunst nicht erlauben und weil Aper als Redner tätig sein will, verteidigt er das Recht der Gegenwart und ist ihm jedes noch so sophistische Mittel recht, um es zu erweisen. Gewiss geht

dieser Zwiespalt bei ihm nicht so tief wie bei Maternus, bei dem er den ganzen Charakter bestimmt. Er ist so einheitlich und ungebrochen in seinem Willen, aktiv zu sein und zu handeln, dass diese Einheitlichkeit seiner Persönlichkeit nicht dadurch beeinträchtigt wird, wenn er eine Seite dieses Handelns gegen seine bessere Einsicht verteidigen muss. Aber der Zwiespalt ist doch vorhanden und vom Autor gewollt, der die übrigen Unterredner gerade darauf mehrfach hinweisen lässt, indem sie immer wieder die Meinung aussprechen, es sei gar nicht die wahre Ansicht Apers, die er im Dialog mit solcher Leidenschaftlichkeit verteidigt.

Es bleibt noch die Frage übrig, ob der Verfasser der Schrift auch in die beiden übrigen Unterredner des Dialoges einen solchen Zwiespalt hat hineinlegen wollen. Bei Secundus fehlt es für die Entscheidung dieser Frage an Material, da seine Rede in der grossen Lücke ausgefallen ist, bzw. wenn das Stück vor der angenommenen Lücke ihm angehören sollte, daraus doch vorläufig keine Schlüsse gezogen werden dürfen, bevor die Zuweisung an ihn sicher feststeht. Wohl aber muss es möglich sein, für Messalla, dessen Rede, obwohl nicht vollständig erhalten, von allen Reden den grössten Raum einnimmt, zu einer solchen Entscheidung zu gelangen. Hier kann nun gleich gesagt werden, dass bei ihm von einem solchen Zwiespalt nichts zu finden ist. Zwar könnte man allenfalls einen solchen daraus konstruieren, dass es eine römische Erziehung ist, die er im Gegensatz zu der Gepflogenheit der Gegenwart für den jungen Römer fordert, dass er vor der Graecula ancilla (cap. 29) warnt und dann doch seinen angehenden Redner vor allem durch griechische Philosophie bilden will (cap. 31). Aber dieser 'Widerspruch', wenn es überhaupt einer ist, kann in keiner Weise mit dem auf eine Stufe gestellt werden, was bei Aper und Maternus zu finden war. Denn was bei ihm vorliegt, ist einfach das Produkt der jahrhundertelangen Entwicklung von der ersten Einwirkung der griechischen Kultur auf das Römertum bis zu den Zuständen zur Zeit des Dialogs. Der Einfluss der alten griechischen Philosophie auf die römische Kultur ist gar nicht mehr wegzudenken, und unmöglich ist es auch, auf ein immer erneutes Schöpfen aus den Quellen der griechischen Philosophie zu verzichten. Aber das hindert nicht, dass das Überwiegen des griechischen Einflusses in

der ersten Jugenderziehung schädliche Folgen haben kann, zumal wenn dieser Einfluss von Personen niederen Ranges ausgeübt wird. Es ist kein Zwiespalt und kein Selbstwiderspruch, wenn beides in der Rede des Messalla zum Ausdruck kommt.

Es lässt sich also beobachten, dass der Verfasser des Dialoges in zwei der Unterredner, die er auftreten lässt, einen inneren Zwiespalt hineingelegt hat, der bei dem einen tiefer, bei dem anderen weniger tief in das Zentrum seiner Persönlichkeit hinabreicht, in den dritten dagegen nicht. Das hat offenbar im Gesamtaufbau des Dialoges einen ganz bestimmten Sinn. Denn mit diesem Unterschied in der Zeichnung verschiedener Dialogpersonen gehen noch andere Verschiedenheiten parallel. Es hatte sich gezeigt, dass der Zwiespalt in Maternus und Aper nicht nur in ihren Reden zum Ausdruck kam, sondern dass auch von den anderen Unterrednern darauf hingewiesen wird. Damit verbindet sich bei beiden eine ganz lebendige und eindringliche Charakterisierung ihrer Person, die weit über den sachlichen Inhalt ihrer Reden hinausgeht. Eine solche Charakterisierung fehlt dagegen wiederum bei Messalla. Zwar wird hervorgehoben, dass er ein fast fanatischer Verehrer des Altertums ist, und wird auf seine Studien hingewiesen; aber das ist auch alles. Und das ist um so auffallender, als die Rede des Messalla im Mittelpunkt des ganzen Dialoges steht, in ihr *κατ' ἐξοχήν* das eigentliche Thema behandelt wird, während alle anderen Reden mehr oder minder davon abschweifen. Doch gerade das muss beabsichtigt sein. Denn auch sonst ist alles darauf angelegt, den Ausführungen des Messalla eine besondere Autorität zu geben. Auch Maternus, Aper und vor allem Secundus sind durch ihre Ausbildung, ihren Rang als Redner und ihre praktische Tätigkeit aufs Beste dazu ausgerüstet, das gestellte Thema zu behandeln, aber nur von Messalla wird noch besonders hervorgehoben, dass er schon lange darüber nachgedacht hat, dass also seine Ausführungen nicht das Resultat der Eingebung des Augenblicks, sondern langer ausgereifter Überlegung sind. Es kann kein Zweifel sein, dass ihnen damit gegenüber den mehr subjektiven Äußerungen des Maternus und des Aper der Charakter besonderer Objektivität gegeben werden soll. Dann wird es auch begreiflich, warum bei ihm auf eine eingehendere Charakteristik

seiner Person verzichtet wird. Das dient dann ebenso dem Ziel der Objektivierung des Inhaltes seiner Rede wie das entgegengesetzte Verfahren bei den anderen die Aufgabe hat, deren Äusserungen in ihrer subjektiven Bedingtheit zu zeigen. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Stellungnahme des Aper und Maternus etwa sachlich entwertet werden sollte, so dass die negative Einstellung des Messalla zur Gegenwart mit derjenigen des Verfassers der Schrift gleichzusetzen wäre, während die anderen Dialogfiguren mit ihren Reden nur die Aufgabe hätten, als Folie dafür zu dienen. So plump ist das Verfahren des Autors nicht, und in gewisser Hinsicht ist sogar das Gegenteil der Fall. Aber das kann erst eine eingehendere Analyse des Charakters der beiden ersten Unterredner zeigen. Zuvor muss jedoch noch der Versuch gemacht werden, die Gesamtkomposition des Dialoges deutlicher aufzuweisen.

Das eigentliche Thema der Schrift ist es (cap. 1), die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit aufzudecken. Aber nur in einer der erhaltenen Reden wird dieses Thema direkt, in keiner einzigen wird es ausschliesslich behandelt. In dem ersten Redegefecht zwischen Aper und Maternus, das die Einleitung des ganzen Dialoges bildet, klingt der Gegensatz zwischen Alt und Neu nur eben gerade gelegentlich an. Im Zentrum dagegen steht die Auseinandersetzung zwischen Poesie und praktischer Beredsamkeit. Das zweite Rededuell, zwischen Aper und Messalla, behandelt auch noch nicht den eigentlichen Gegenstand, steht ihm aber schon sehr viel näher, indem hier die Vorzüge des Neuen und des Alten einander gegenübergestellt werden. Dann erst folgt die Rede des Messalla, die das Thema selbst behandelt. Auch sie geht etwas darüber hinaus, indem sie allgemein die Folgen der veränderten Erziehung erörtert, aber doch kaum mehr, als für eine vollständige Beleuchtung der Sache notwendig ist. Dann folgt die grosse Lücke. Was nach ihr kommt, zerfällt in die beiden Teile, deren Verschiedenheit den Anlass zur Annahme einer zweiten Lücke gegeben hat. Der letzte Teil entfernt sich wieder ziemlich weit von dem eigentlichen Gegenstand. Im Vordergrund steht das Lob des gegenwärtigen Friedens, und nur nebenbei wird die Wirkung dieser politischen Zustände auf die Rhetorik erwähnt. Aber auch wenn man das vorhergehende Stück dazu nimmt, werden

auch dort zum mindesten die entfernteren Gründe des Verfalls der Beredsamkeit, bei Messalla die näheren angegeben. Im ganzen ist also die Komposition so, dass sich die Erörterung bis zur Rede des Messalla dem Zentrum des Gegenstandes nähert, dann sich allmählich wieder von ihm entfernt. Auch das steht offenbar damit im Zusammenhang, dass dem Sprecher der im Mittelpunkt des Ganzen stehenden Rede eine besondere Autorität der Objektivität und Kenntnis des Gegenstandes gegeben wird. Doch ist die Entfernung vom Hauptthema vor und nach dieser mittleren Rede natürlich nicht die gleiche, sondern nachdem das Thema einmal von den Teilnehmern des Gespräches festgestellt und seine Behandlung wiederholt gefordert ist, wird es nicht mehr so vollkommen vernachlässigt wie zu Anfang, wo äussere Anlässe erst allmählich dazu führen, gerade diesen Gegenstand in den Mittelpunkt der Unterhaltung zu stellen.

Doch noch einige andere Beobachtungen lassen sich über den Aufbau der ganzen Schrift machen. In jedem der Teile ist der Gegenstand in einen grösseren Zusammenhang gestellt. In den einleitenden Kontroversen, in welchen das eigentliche Problem nur erst im Hintergrund erscheint, zuerst in den Zusammenhang der Gegensätzlichkeit zwischen Dichtung und praktischer Rhetorik überhaupt, dann in denjenigen des Gegensatzes der Generationen und des Rechtes einer jeden Generation auf ihren eigenen Stil. Darauf erst folgt die Behandlung der Frage nach den Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit. Sie wird von Messalla mit der Jugenderziehung in Verbindung gebracht; Maternus dagegen erweitert am Ende die Frage durch einen Vergleich der politischen Zustände, die auch abgesehen von ihrem Wert für die Rhetorik gegeneinander abgeschätzt und bewertet werden. Auch diese Erweiterung des Gegenstandes durch Ausblicke auf die verschiedensten Zusammenhänge zeigt zuerst eine allmähliche Annäherung an den eigentlichen Gegenstand, dann wieder eine langsame Entfernung davon, da die Erziehung und Ausbildung zweifellos am engsten mit der späteren Fähigkeit des Redners zusammenhängt. Betrachtet man die Stücke von der Rede des Messalla an und für sich, so suchen sie alle die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit herauszuarbeiten, doch gibt die erste die unmittelbaren Gründe, die zweite die Gründe der Gründe an. Denn die Veränderung der politi-

schen Zustände wird nicht nur die Redekunst als solche beeinflussen, sondern vor allem auch die Erziehung und Ausbildung zu ihr und die Erziehung überhaupt. Das kommt auch in der Rede des Messalla deutlich zum Ausdruck, obwohl er sich nicht das zum Gegenstand genommen hat. Dagegen könnte eine umgekehrte Wirkung der veränderten Erziehung auf eine Veränderung der politischen Zustände nur sehr indirekt angenommen werden, und im Dialog ist von einer solchen Auffassung auch keine Spur, da vielmehr die Erziehung des Augustus derjenigen der Gracchen noch unbedingt gleichgestellt wird (cap. 28). Es sind also die Gründe der Gründe, die in der letzten Rede zur Darstellung gebracht werden, aber doch nicht ihre unmittelbaren Gründe, da die veränderten politischen Zustände kaum unmittelbar, jedenfalls aber sehr viel mehr indirekt und auf Umwegen als direkt auf eine Veränderung der Erziehung hinwirken werden. Das macht es bei dem strengen Aufbau der ganzen Schrift, den aufzuweisen bisher versucht worden ist, vielleicht doch möglich, wenigstens dem Hauptinhalt nach zu erschliessen, was in der grossen Lücke zwischen Kapitel 35 und 36 ausgefallen sein muss. Es muss hier in irgend einer Weise das Mittelglied zwischen dem, was von Kapitel 36 an zur Darstellung gelangt, und den Ausführungen des Messalla gegeben worden sein, das Mittelglied in der kausalen Reihe, welches die Veränderung der politischen Zustände mit der Veränderung der Erziehung des Kindes und der Ausbildung des jungen Mannes verbindet. Dies Mittelglied können nur die ingenia und mores, oder, wenn man will, die gesellschaftlichen Zustände sein. Mehr zu erschliessen, ist bei dem Gedankenreichtum und der Originalität des Autors nicht möglich. Aber soviel mit Sicherheit zu sagen, gibt gerade der kunstvolle Aufbau seines Werkes die Möglichkeit.

Damit kann wohl die Diskussion über die Annahme einer zweiten Lücke und die Zuweisung des Stückes von Kapitel 36 bis Kapitel 40 geschlossen werden. In der grossen Lücke muss eine ganze Rede gestanden haben, vollkommen anderen Inhalts als die Rede des Messalla und nicht geringer an Umfang als alles, was nach der grossen Lücke steht. Diese reicht mit ihrem Umfang von 6 Blättern oder 12 Seiten des Archetypus auch vollkommen aus, um das Ende der Rede des Messalla, die ganz ausgefallene Rede, den Anfang der letzten Rede

und die Überleitung zwischen diesen aufzunehmen. Die Rede, die hier ausgefallen ist, kann der ganzen Anlage des Dialoges nach nicht von Messalla gesprochen worden sein. Denn wenn dieser zweimal (cap. 28 und cap. 33) ansetzt, so ergänzt doch der zweite Teil nur seine Ausführungen über die Erziehung, indem er der Knabenerziehung die Ausbildung des jungen Mannes hinzufügt, nicht aber sich ein ganz neues Thema stellt. Ebensowenig kann sie von einem Redner gesprochen sein, der auch nur einen der beiden Abschnitte von Kapitel 36—40 und Kapitel 40—42 spricht. Es bleibt also nur Secundus als Redner übrig, denn sie von Aper gesprochen sein zu lassen, ist an sich unmöglich.

Auf der anderen Seite hat sich ergeben, dass der Gegensatz zwischen den beiden Teilen des letzten Stückes sich vollständig innerhalb der Grenzen der Widersprüche im Charakter des Maternus hält, die man auch sonst nachweisen kann. Es hat sich ferner gezeigt, dass dieser Zwiespalt sicher vom Autor beabsichtigt ist und eine wichtige Rolle im Aufbau des ganzen Dialoges spielt. Die Folgerung liegt nahe, dass er auch hier gewollt ist und dass daher auch die Wiederholungen innerhalb der Rede nicht sinnlos sind, weil sie gerade noch einmal diesen Zwiespalt illustrieren, der den Redner sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite neigen lässt. Man zerstört also etwas von dem Kunstvollsten des Dialoges, wenn man diese Stücke in die Reden zweier verschiedener Personen auseinanderreißen will. Selbst wenn durch eine Notiz in einer Handschrift feststünde, dass in Kapitel 40 ein Blatt ausgefallen ist, müsste man immer noch annehmen, dass auf diesem Blatt nicht eine neue Rede begonnen, sondern die Verbindung zwischen zwei Teilen der einen Rede des Maternus gestanden hätte. So sicher ist es, dass beides dem Maternus gehört.

Aber die Frage der zweiten Lücke sollte nicht Ziel der Untersuchung, sondern nur Anlass und Ausgangspunkt für eine vertiefte Analyse des ganzen Dialoges sein. Es bleibt noch die Frage zu lösen, welches denn eigentlich die Aufgabe der eigentümlichen Charakteristik gerade des Aper und Maternus in dem Gesamtaufbau des Dialoges ist.

Deutlich waren jedenfalls schon zwei Dinge geworden: die Zwiespältigkeit in der Stellung des Aper und Maternus

hängt irgendwie damit zusammen, dass sie die Gegenwart positiver beurteilen als Messalla, in dessen Charakter eine solche Zwiespältigkeit nicht gelegt ist und der überhaupt auf jede Weise mit einer besonderen Autorität ausgestattet wird. Zugleich wurde aber auch schon die wohlfeile Erklärung abgewiesen, dass ihre positive Stellung zur Gegenwart dadurch einfach entwertet werden solle. Es gibt eine ganze Anzahl von Zeichen, die gerade das ausschliessen. Für Maternus ist dies leicht zu zeigen: Immer wieder wird die absolute Integrität und Reinheit seines Charakters hervorgehoben, die sich in der Beurteilung durch seine Mitunterredner wie in seinen Handlungen zeigt. Dabei wird der grösste Wert darauf gelegt, deutlich werden zu lassen, dass bei aller Dichtersehnsucht nach Ruhe und Frieden diese Reinheit des Charakters nicht aus Passivität entspringt, da sie sich gerade dort am hellsten zeigt, wo sie für den Dichter gefährlich ist und wo sie ein aktives Handeln verlangt. Wenn also gerade dieser Unterredner bei einem Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit zu einem positiven Resultat gelangt, so hat das offenbar nach dem Willen des Verfassers ein ganz besonderes Gewicht, und dies wird nicht vermindert, sondern vermehrt dadurch, dass diesen selben Maternus, der für die Gegenwart eintreten zu müssen glaubt, ästhetisch alles zu den Gestalten und Werken der Vergangenheit hinzieht, und dass er sich keinen Illusionen hingibt über den Verfall der Kunst, die im Mittelpunkt der ganzen Erörterung steht.

Nicht ganz so leicht ist es, über Aper zu urteilen, dessen Stellung zur Gegenwart eine noch viel unbedingter positive ist. Wenn man ihn nach seinen Reden beurteilt, erscheint er fast als der Vertreter eines brutalen Egoismus, der nicht einmal durch ästhetische Rücksichten gemildert ist. Aber schon die Stellung der übrigen Unterredner zu ihm, die ihm mit höchster persönlicher Achtung begegnen, aber gerade diese Seite seiner Ausführungen nicht allzu ernst zu nehmen geneigt sind, beweist, dass unmöglich dies als das eigentliche Bild seines Charakters gewollt sein kann. Sehr viel deutlicher zeigt sich dessen wahres Wesen in dem, was er fast wider seinen Willen gelegentlich verrät, am schönsten vielleicht in seinem Verhältnis zu Maternus, der in vielem das äusserste Gegenteil von ihm selber ist. Er nimmt an diesem Freund, den er mit einem gewissen Kopfschütteln betrachten

muss und den er doch um seiner Fähigkeiten und seines Charakters willen bewundert, mit einer ganz uneigennütigen Neigung Anteil und beweist damit jedenfalls, dass er nicht zu jener Klasse der Selbstsüchtigen gehört, die ihre Selbstsucht für sich allein in Anspruch nehmen und sich entrüsten, wenn es ein anderer ebenso macht. Was ihn an seinem Freund betrübt, das ist gerade, dass er nicht so ist wie er. Es macht ihm Freude, seine Kräfte an anderen zu messen, und erst wenn jeder mit allen seinen Kräften nach eigenem Nutzen und Vorteil strebt, wird ihm der Kampf zur Lust. Es ist also nicht so sehr ein kleinlicher persönlicher Egoismus, der ihn so denken lässt wie er denkt, als ein kräftiges Lebensgefühl. Daher gefällt ihm an Maternus am besten der Mut, mit dem er rücksichtslos in seinen Dramen seine Meinung zum Ausdruck bringt, ohne an die Folgen zu denken. Es ist ihm ein Beweis dafür, dass auch Maternus diese Kraft und dieses Lebensgefühl nicht fehlt: *effervescit enim vis pulcherrimae tuae naturae*. Und doch kann er auch hier ein Kopfschütteln nicht unterdrücken über die Art, wie es sich bei Maternus äussert, darüber, dass man diesen Mut auf Ideen verwenden mag, an deren Verwirklichung man doch nicht recht glaubt, statt zu einem resoluten Wirken in der Welt, wie man sie auch vorfinden mag.

Nach alledem kann keine Rede davon sein, dass der Zwiespalt, der in der Haltung des Maternus wie des Aper aufzuweisen war, dazu dienen sollte, ihre positive Stellung zur Gegenwart zu entwerten. Aber welchen Zweck im Aufbau des Dialoges hat dieser Zwiespalt dann? Ich habe es bisher vermieden, den Namen des Tacitus zu nennen, obwohl an seiner Verfasserschaft wohl heute kaum mehr jemand zweifelt. Es kann dies jetzt geschehen, wo die Untersuchung soweit geführt ist, dass aus dem Inhalt und Charakter des Dialoges fast unmittelbar geschlossen werden kann, dass der Verfasser niemand anders ist als Tacitus, und wo die Stellung des Dialoges unter den Werken des Tacitus den letzten Aufschluss über seinen Charakter gibt, ebenso wie die Analyse des Werkes selbst zu neuen Erkenntnissen über seinen Verfasser führt.

Im Mittelpunkt des Werkes steht die Abrechnung mit der Rhetorik in der Form, in welcher sie zur Zeit des Tacitus allein existiert. In dieser Hinsicht ist es offenbar eine Rechen-

schaftsablegung und ein Abschied von der Tätigkeit, die Tacitus bis dahin selbst praktisch ausgeübt hat. Das hat man schon oft bemerkt. Aber der Inhalt geht über diesen speziellen Zweck weit hinaus. Denn die Rechenschaftsablegung über die Rhetorik wird hineingestellt in eine Gesamtbilanz der Gegenwart überhaupt. Erst von dieser Seite gesehen bekommt der Aufbau des Ganzen seinen vollen Sinn. Die Frage, die im Mittelpunkt steht, ist eindeutig zu beantworten und für den Verfasser eindeutig gelöst. Deshalb bedarf es keiner ausführlichen Charakterisierung desjenigen Unterredners, der mit ihrer Lösung allein betraut ist und deshalb wird dieser mit einer besonderen Objektivität ausgestattet. Er hat viel über diese Dinge nachgedacht, und was er sagt, ist das fertige Ergebnis dieses Nachdenkens. Damit stimmt es auch überein, dass an dem, was er vorträgt, eigentlich von niemand gerüttelt wird. Selbst die Rede des Aper, so sehr sie äusserlich das Gegenteil zu vertreten sucht, weicht sachlich kaum davon ab. Was hier im Dialog erscheint, ist nur ein Spiegel dessen, was für Tacitus wirklich war. Die gegenwärtige Rhetorik war für ihn wirklich erledigt, und es gibt kein Zeichen dafür, dass sie nach dieser Abrechnung für ihn als möglicher Lebensberuf eine Rolle gespielt hätte. Nicht so einfach stand es mit der Aufgabe, eine Gesamtbilanz der Gegenwart zu ziehen, auch wenn der künstlerische und ästhetische Verlust der Gegenwart gegenüber einer nicht allzu fernen Vergangenheit unbezweifelt blieb. Man hat oft betont, dass Tacitus kein starrer Republikaner gewesen sei, dass es ihm fern lag, den Sturz der Monarchie zu wollen oder auch nur zu wünschen, und dass ihm die *βασιλεία*, wie sie unter Trajan im Gegensatz zu der *τυραννίς* eines Nero oder Domitian verwirklicht war, für die gegenwärtige Lage der Dinge aufrichtig das Beste schien¹⁾. Wenn irgend etwas, so beweist der Dialogus, in welchem die Rechtfertigung eines Kaisertums des Friedens mit der ganzen Autorität des Maternus gestützt wird, dass diese Meinung richtig ist. Aber zugleich lässt die Analyse dieses Werkes einen noch sehr viel tieferen Blick in die letzten Gründe der Haltung des Tacitus tun.

¹⁾ Vgl. R. Reitzenstein: Neue Wege zur Antike, Heft 4, p. 8 ff. und zuletzt M. Rostovtzeff, Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich I 103. Gut auch H. Drexler a. a. O. p. 426 ff.

Es ist kein Zweifel, dass Tacitus nicht nur faktisch und unter den gegenwärtigen Umständen nicht auf eine Wiederherstellung der Republik hinstrebt oder sie auch nur in seinen privaten Wünschen will, sondern dass er nicht einmal eine Wiederkehr der Zeiten wünschen könnte, in denen die Republik zuletzt existiert hatte, bis sie in einem langen Totenkampf unterging. Es ist ebensowenig zweifelhaft, dass ihm für die Gegenwart die *βασιλεία*, das wahre Königtum der 'guten' Kaiser, das zu der Zeit, als er den Dialog schrieb¹⁾, wiederhergestellt war, wie es zu der fiktiven Zeit, in welcher der Dialog spielt, verwirklicht gewesen war, als das Beste erscheint, was zur Zeit möglich ist. Von dieser Seite her ist das Lob der Gegenwart durch Maternus durchaus im Sinne des Tacitus selbst gesprochen, genau wie alles andere echt ist, was Tacitus in dieser wie in anderen Schriften zum Preis der *βασιλεία* der 'guten' Kaiser im Gegensatz zur *τυραννίς* der schlechten immer wieder sagt. Aber ebensowenig lässt sich übersehen, dass ihn die Gegenwart als Ganzes tief unbefriedigt lässt, und dass er dieses Gefühl unter der Herrschaft der 'guten' Kaiser vielleicht sogar mit besonderer Stärke empfindet, weil hier das, was ihn unbefriedigt lässt, nicht auf den Charakter des Herrschers geschoben werden kann. Ganz in der Ferne erscheint ihm das Bild eines glücklicheren Zustandes der Dinge, in welchem es weder die Zerrissenheit der Republik der Zeit der Bürgerkriege noch den Frieden der Erschlaffung und der Müdigkeit wie unter den guten Kaisern gibt. Aber diese Zeiten sind so weit entfernt, dass sie — obwohl für Tacitus zweifellos historisch realer — im Dialog fast nur in den ganz unwirklichen Träumen des Maternus oder in gelegentlichen nebensächlichen Andeutungen des Messalla zu finden sind. Dadurch wird deutlich, dass es nicht nur ästhetische Gründe sind, die ihm die Gegenwart drückend machen, sondern dass er den ganzen Zustand der Dinge als morsch empfindet. Es ist die Vernunft, die ihm sagt, dass man durch politische Umwälzungen an diesem Zustand nichts ändern kann, dass selbst die Wiederkehr der Zustände der ausgehenden Republik keine Besserung bedeuten würde und dass dann immer noch die Monarchie unter einem 'guten'

¹⁾ Auf den unmöglichen Ansatz der Abfassungszeit in vor-domitianische Zeit gehe ich nicht ein.

Kaiser besser ist. Aber sein ganzes Empfinden wertet dennoch diese Gegenwart ab, und so ist in diesem Widerstreit zwischen Vernunft und Empfindung keine geschlossene Beurteilung der Gegenwart als Ganzes möglich, wie eine Gesamtbilanz der gegenwärtigen Rhetorik möglich war. Aus der Rhetorik konnte sich Tacitus zurückziehen, aus der Gegenwart als Ganzem nicht. Und auch der Ausweg einer Mitarbeit an der Änderung der gegenwärtigen Zustände ist ihm verschlossen, da seine Vernunft ihm sagt, dass sie nicht zum Besseren führen kann. So bleibt nur die indirekte Darstellung, in der gezeigt wird, was an lebendigen Möglichkeiten wertvollen Seins und Wirkens in der Gegenwart noch möglich ist und welche Wertungen der gegenwärtigen Zustände von solchen Persönlichkeiten aus sich ergeben. Die beiden wichtigsten Typen, die hier auftreten, sind nicht Secundus und Messalla, die als menschliche Charaktere farblos bleiben und von denen Messalla mit seiner absoluten Ablehnung der Gegenwart ausserhalb des gegenwärtigen Lebens steht, sondern Aper und Maternus. An dem ersten wird deutlich, was auch aus einem energischen, ganz auf aktives praktisches Handeln gerichteten Talent noch werden kann, wie auch hier noch eine Verwirklichung hoher persönlicher Werte möglich ist. Aber diese Möglichkeit, die zur Voraussetzung hat, dass man bewusst die Augen verschliesst vor den ästhetischen und ethischen Mängeln der Gegenwart, um in ihr resolut handeln zu können, lag ausserhalb dessen, was für Tacitus selbst möglich war. Näher steht ihm zweifellos Maternus mit seinem Schwanken zwischen dem Bedürfnis nach Ruhe und Zurückgezogenheit und seinem Drang nach aktivem Eingreifen in die Dinge und Wirken auf die Welt. Natürlich ist auch er in keiner Weise mit Tacitus gleichzusetzen. Positive Bewertung und Abwertung der Gegenwart lagen in Tacitus zweifellos nicht so unvermittelt nebeneinander wie in Maternus, sondern waren in einer tieferen, klareren Einsicht verbunden, wie schon der Umstand zeigt, dass er einen Maternus aus sich herausstellen kann. Auch ist Tacitus nicht Dichter geworden, sondern hat schliesslich in der Geschichtsschreibung eine Tätigkeit gefunden, in der sich objektive Betrachtung der Dinge und praktische Stellungnahme zu ihnen inniger und ursprünglicher als in der Dichtung verband. Aber viel von sich selbst hat er gerade in Maternus gelegt. Das Ganze seiner

Stellung zu den Dingen allerdings gibt erst die Gesamtheit der Reden des Dialoges und der Redner, die sie halten.

Es ist die ganz besondere Situation des Tacitus in seiner Zeit mit ihren mannigfachen, einander widersprechenden Bedingungen und Bedingtheiten, die es ganz unmöglich macht, dass er das, was er zu sagen hat, in direkter Darstellung voll und ganz hätte sagen können. Erst die Objektivierung dieser verschiedenen Bedingtheiten in verschiedenen Personen ergibt ein volles Bild. So ist hier wirklich einmal ein Gegenstand und eine Situation gegeben, denen nur die Kunstform des Dialoges angemessen war, und hat dann umgekehrt durch die hohe Kunst und Genialität des Verfassers diese so oft nur aus äusseren Gründen und Anlässen willkürlich gewählte Form einmal ihren vollen Inhalt bekommen.

Hamburg.

K. v. Fritz.